

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 17

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 17
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669836>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 1. Juni 1937

Heft 17

Vorommer.

In Blüten steht der Flieder,
Blauduftig Strauch an Strauch,
Die Berge winken wieder
Im feinen Höhenrauch.

Die klaren Bäche quellen
Durch grüne Täler hin,
Und alles hat so hellen,
So sommerlichen Sinn.

Das ist die hohe, herbe
Und doch so liebe Zeit,
Der Sommer ist ihr Erbe
Und seine Seligkeit.

Schon zollt ihm der Holunder
Den blauen Blütenzoll,
Die Weiten sind voll Wunder,
Ich weiß nicht, was ich soll.

Ich suche hin und wider
Nach einem hohen Hort:
Ein Herz und tausend Lieder
Und Liebe immerfort.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

17

„Hat er heute nicht eine sonderbare Predigt gehalten?“ fragten die Waldenzer, als sie am nächsten Sonntag aus Rots Gottesdienst kamen.

Einige antworteten darauf, der Pfarrer sei nicht mehr der alte. Andre meinten, das tue die Gewohnheit: jetzt mache das eben nicht mehr denselben Eindruck auf sie, was sie seit Jahren immer gehört hätten, wie als es neu gewesen.

Huldreich Rot hatte auf diesen Sonntag zwei Predigten vorbereitet gehabt, die erstgeschaffene hielt er nicht, die zweite hielt er. Die erstgeschaffene war ein Aufschrei seiner Seele gewesen. Er hatte eine Nacht an ihr geschrieben und zum Text die Worte gewählt, die er seiner Antrittspredigt zugrunde gelegt, des Apostels Paulus Worte: „Die Liebe sei nicht falsch.“

Als er daran schrieb, glühten ihm Wangen

und Stirn, das Herz klopfte ihm, so daß es ihm den Atem benahm. Er konnte nicht stille sitzen, sondern schrieb bald sitzend, bald stehend, bald wieder ging er erregt in seinem Zimmer auf und nieder, ehe er einen Satz zu Papier brachte. Als er mit dieser Arbeit fertig war, sah er sich auf der Kanzel stehen. Seine ganze Liebe ging zu seiner Gemeinde aus. Er wollte zu ihnen sprechen, daß sie fühlten, wie er nichts als eitel Gutes für sie meine. Seine ganze reiche Seele tat sich auf und bot sich ihnen hin. So sah er sich stehen.

Am folgenden Tag war die Hoffnung, die er auf diese Ansprache an seine Gemeinde gesetzt, wie ein schönes und mächtig lohendes Feuer in sich zusammengesunken. Da schrieb er die zweite Predigt. Er wußte zum voraus, daß sie keinen Eindruck machen würde; denn er hatte sie aus Büchern zusammengetragen, nicht aus seinem Herzen. Müde und unlustig war er daran ge-

gangen und fast mechanisch nach Art des Tagelöhners, der seine Aufgabe abarbeitet, hatte er sie vollendet. Während er sie auf der Kanzel sprach, fragte er sich, wozu er da oben stände, wozu er rede, wozu er sein Amt habe. Es war ihm, als lächelten diejenigen, denen er predigte, über ihn und seinen Beruf; denn sie bedurften ja seiner nicht. Sie kamen wohl und hörten zu, weil es Sitte war, oder weil es ihr Gewissen angenehm beruhigte, oder weil sie — ein neues Kleid angeschafft hatten, das sie gerne den Nachbarn zeigten, allein, wenn etwas in ihr Leben kam, was sie wichtiger dünkte, so blieben sie ebenso leichten Herzens weg und hatten nachher keinerlei Bewußtsein, irgend etwas entbehrt zu haben. So befriedigte zum erstenmal auch der Beruf Huldreich nicht mehr. Er schlich beschämt von der Kanzel und aus der Kirche und dünkte sich unwürdig ohne Maßen. Frau Jakobea mußte ihn wie nun schon oft auf seiner Stube holen, damit er zu Tisch komme. Sie fand ihn untätig am Schreibtisch sitzen, den Kopf auf die Brust gesenkt und den Blick in den Boden geböhrt. Er erhob sich mühsam von seinem Stuhl. Nun gab er sich auch keine Mühe mehr, seine innere Zerworfenheit vor der Mutter zu verbergen. Sie betrachtete ihn, während sie ihn mit einer leisen Berührung der Hand vor sich herschob, daß er ihr voran aus der Tür trat, aber sie sagte nichts, bis sie am Tisch in der Eßstube einander gegenüber saßen. Anna, die Magd, trug die Speisen auf und verließ das Zimmer wieder. Da saßen Frau Jakobea und Huldreich in der Stube stumm voreinander. Der graue Tag, der draußen stürmisch und rauh war, legte in das Zimmer eine gleichmäßig trübe Helligkeit. Die Möbel schienen unwohnlich, als ob seit langem niemand sich ihrer bedient. Aus der Mitte der Stube erhob sich der weißgedeckte Tisch kahl, obwohl dieselben Gedecke wie immer darauf lagen. Es mochte das graue Licht sein, das alles still und öde machte. Die beiden schwarzgekleideten Gestalten der Mutter und des Sohnes bekamen in dieser Umgebung etwas Düsteres, so zwar, daß Huldreichs gesenktes Gesicht, das vom Licht des Fensters getroffen wurde, fahl schien, während Frau Jakobes Züge, da sie mit dem Rücken gegen das Fenster saß, seltsam überschattet waren. Ihr strenges Antlitz war anzusehen wie das alte Gemälde eines niederländischen Malers, ein wenig gresles Licht auf der Stirn, entstellende Schatten auf den Wangen und um den Mund, insbesondere, wo die Oberlippe sich zu der kleinen herben Höhlung vertiefte. Als

ein häßlicher Strich standen die Brauen unter der Stirn.

Huldreich hatte die Suppe gekostet und sie stehen lassen. Er nahm sich ein winziges Stück Fleisch, schnitt spielerisch davon Bissen um Bissen ab. Dabei hatte er an den kleinsten zu würgen. Dann fiel es ihm ein, daß er etwas sagen müsse. „Wir werden Schnee bekommen“, begann er, zur Mutter gewendet, ein Gespräch.

Sie hatte während all der Zeit den Blick nicht von ihm genommen. Nun achtete sie auch seiner Worte nicht, sondern sagte: „Warum issest du denn nicht?“

„Ich mag nicht essen.“

Sie schob den Teller von sich und zeigte ihm zum erstenmal, daß sie alles miterlebt hatte, was seit seinem Hiersein ihm geschehen war. „Quäle dich nicht,“ begann sie. Als er nicht antwortete, sondern sich mechanisch zwang, mit Essen fortzufahren, sprach sie weiter. „Ich habe alles vorausgesehen, mein Sohn! Ich weiß, daß du dich mühest, weil diejenigen sich gleichsam von dir abgelöst haben, einer nach dem andern, welche dir lieb waren! Du hast dich ihrer angenommen, und als sie dich nicht mehr nötig hatten, ließen sie dich stehen. Ich verstehe und sehe das doch. Steiner, der Wegknecht, und Schmidlin! Pfui, dieses Geschmeiß! Und die in der Gredighütte! Und das Mädchen, Johanna, ist ihrer Wege gegangen! Und die andern — viele andre! Auch“ — Frau Jakobea zögerte, dann vollendete sie mit jäher Härte — „auch Meta Hartmann wird dich täuschen, verlaß dich darauf, auch die!“

Rot saß mit auf die Knie gestützten Ellbogen, die Hände zwischen den Knien gefaltet. Er hörte die Worte der Mutter, aber nur wie von fern. Zuweilen traf eines in sein Innerstes wie ein Messerstich, aber im allgemeinen glitten sie von ihm ab wie die Schläge an einem durch Marter stumpf gewordenen Menschen; er war zu sehr eigener Gedanken voll.

Frau Jakobea sprach lange.

„Sei froh, daß sie von dir gehen,“ hörte er sie jetzt sagen. „Man ist am glücklichsten ohne Menschen. Wenn du keinen mehr nötig hast, ganz allein stehst, wenn du mit heimlichem Spott daran denkst, wie die andern sich wichtig dünken und dir es doch nicht sind, dann ist dir am wohlsten. Als du deinen Beruf gewählt hattest, wußte ich schon, was du erleben gingst. Ich habe auf alles das, was dir geschehen ist, gewartet, aber ich mußte dich es erleben lassen; denn, wenn ich dich tausendmal gewarnt hätte, du hättest

mir nicht geglaubt. Dein Beruf ist ein Beruf der Liebe, aber Menschenliebe ist der undankbarste Beruf. Gib ihn auf, mein Sohn! Du bist — wir sind unabhängig. Ich achte das Geld nicht allzu hoch, aber, Herrgott, wie oft schon bin ich froh gewesen, daß ich Geld habe, so viel, daß es mich auch äußerlich von den Menschen unabhängig macht."

Frau Jakobea streckte ihre hagere Gestalt.

"Gib die Pfarrei auf," schloß sie in ruhigerem, geschäftsmäßigem Ton. Wir ziehen nach Neuburg ins alte Haus. Du magst dich mit den Studien beschäftigen, die dir immer am Herzen lagen. Vielleicht schreibst du dich eines Tages in einem Buche von dem frei, was dir geschehen ist. Nach und nach wirst du lernen, wie gut es sich allein lebt, den andern so fern es sein kann. Besinn dich nicht lange. Gib dieses armselige Pfarramt auf."

Als sie die letzten Worte sagte, hatten ihre Hände eine Beschäftigung gefunden. Sie setzte sich mit ihrem Strickzeug in die Nähe des Fensters.

Huldreich regte sich auf seinem Stuhl. Er drückte die Finger ineinander, hob den Oberkörper und neigte ihn wieder. Er rang sichtlich mit dem, was ihn bewegte. Lange sprach er nicht. Einmal hob er den Kopf und streifte mit einem scheuen Blick das Gesicht der Mutter. Sie sah auf ihre Arbeit nieder und saß steif und aufrecht da. Ihr häßliches Gesicht hatte die Farbe des Elfenbeins, und der Schatten auf ihrer Lippe gab dem Munde einen Zug von Eigensinn. Ein Drang regte sich in Huldreich Rot, so scheu wie der Blick, den er auf die Mutter richtete. Es war eine plötzliche Schwäche, eine heiße, weibische Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit. Es zuckte in seinem Körper, daß er aufspringe und sich neben dem Stuhl der Mutter in die Knie werfe. Er hätte jetzt die Arme um sie legen und sagen mögen: Du! Du! Sie verlassen mich alle, aber du bist die Mutter, du mußt mich lieben. Sage mir ein gutes Wort. Zeige — —"

Da richtete Frau Jakobea langsam die Augen auf ihn, dunkle, ruhige Augen, in denen im Laufe der Jahre ein kleiner Schein von Gehässigkeit sich festgesetzt hatte.

"Du mußt das eben mit dir selber ausmachen," knüpfte sie an ihre früheren Worte an. „In derlei Dingen kann kein Mensch dem andern helfen. Da ist jeder allein!"

Huldreich wollte sie unterbrechen. Auch die Mutter nicht? wollte er fragen, allein seine

Scheu war zu groß. Frau Jakobea saß so kühl und ruhig da, daß er den Ausruf zurückhielt. Es war ihm, als kröche eine plötzliche Kälte durch die Stube. Er erhob sich mit schlenkernden Armen. Der eine Mundwinkel zog sich nach unten, ein Zug von Ekel grub sich in sein Gesicht.

"Ich werde sehen, was ich tue, gelegentlich," sagte er.

Damit tat er einen Schritt dahin, einen dorthin. Dann verließ er das Zimmer.

Frau Jakobes Strickzeug klapperte. Ihr Blick war dem Sohn bis zur Tür gefolgt. Scheinbar ruhig senkte er sich wieder auf die Arbeit. Kein Seufzer entrannte ihr. Der Zwiespalt, in dem sie den Sohn wußte, schien sie nicht mehr zu bewegen.

Huldreich überdachte an diesem Tage den Rat seiner Mutter. Fort von Waldenz! Fort aus seinem Berufe! Aus dem, was ihm Lebenszweck geschießen hatte! Was für ein trauriges Zurückkriechen zum Anfang, von dem er ausgegangen! Aber, was wollte er noch hier? Das, was man nur mühselig, gezwungen und unlustig tat, brachte weder Segen noch Erfolg! Zudem — Herrgott, wie ihn, Huldreich, aus den Menschen fort verlangte, irgendwohin, wo er keinen mehr sah!

Meta!

Der Name! Der Gedanke! Immer wie ein Blitz in der Nacht tauchte er auf! Oft! Jäh! Schmerzlich, als ob der Blitz Stachelnwürfe, die ihm in die Brust führen! Meta Hartmann kam nicht! Er sah sie nicht mehr! Auch die kleinen, stürmischen Briefe hatten aufgehört! Sie entglitt ihm wie alle andern! Sie ordnete sich, wie recht und natürlich, dem Willen des Vaters unter. Sie ging den glatten Weg, vermied den andern, der voller Hindernisse war! Wer konnte es ihr verdenken? Niemand! Auch er nicht! Daß sie ihm noch nicht abgeschrieben hatte, verriet nur, wie gewissenhaft sie war, wie es ihr Mühe machte, wie — sie ihn, Huldreich liebte! Ha, mußte er ihr nicht helfen? Hatte er nicht die Pflicht, sie freizugeben? Gewiß! Sie litt um seinetwillen! Und er hatte nie das Recht gehabt, ihr das große Opfer zuzumuten!

Rot stand mit verzerrtem Gesicht, die Augen groß und wild an den Boden geheftet, in seinem Arbeitszimmer. Sein Haar war wirr; denn er war mit den Händen unbewußt mehrmals rückwärts hineingefahren. Der Frost schüttelte ihn immer noch.

Jetzt wollte er ihr schreiben, dort am Tisch! Mit der Feder dort! Jetzt gleich!

Er hob krampfhaft den Arm, zeigte nach der Feder, als müsse er jemand Fremdem sie zeigen, tat einen maschinenhaften Schritt zum Schreibtisch und noch einen. Dann ließ er sich nieder, nahm Papier, nahm die Feder mit steifen Fingern und begann das Datum des Tages auf sein Blatt zu malen. Dann wußte er nicht, welche Anrede er im Briefe gebrauchen sollte. Er besann sich lange. Die Gedanken verwirrten sich, so daß er gar nicht mehr an das dachte, was er zuerst gewollt hatte.

Während er noch so dasaß, wurden im Flur Stimmen laut. Er erkannte alle drei, der Reihe nach, erst die laute, unangenehme und spitze der Magd, dann die ruhige, spröde der Mutter, dann — eine zaghafte.

Meta Hartmann!

Nun drehte er sich vom Tische ab und saß vornübergebeugt, wie er vorher bei der Mutter gegessen hatte. Er stützte die Ellbogen auf die Knie, den Kopf hielt er gesenkt, als getraue er sich nicht aufzusehen, und doch suchten seine Augen unter den Brauen herauf ängstlich und verlegen die Tür. Jetzt hörte er vor dieser die Stimme der Mutter, verstand auch, was sie sagte: „Mein Sohn ist hier, gewiß. Er wird sich freuen, Sie wieder einmal zu sehen.“ Im Tonfall ihrer Worte lag die Unfreundlichkeit, die Frau Jakobea zur zweiten Natur geworden war. Sie stach nur noch schärfer als sonst hervor.

Dann tat sich die Tür auf. Frau Jakobea öffnete sie. Ihr hagerer Arm, dessen Hand die Klinke hielt, ragte einen Augenblick in die Stube herein. Der Flur war dunkel, und aus dieser Dunkelheit löste sich zögernd Metas Gestalt.

„Ich danke,“ sagte sie in gepreßtem Ton zu Frau Jakobea und neigte den Kopf zaghaft und beschämt gegen sie. Dann trat sie über die Schwelle ins Zimmer. Frau Rot zog die Tür hinter ihr ins Schloß und ging hinweg.

Huldreich stand von seinem Stuhle auf. Er erinnerte sich plötzlich, was er zu tun hatte, wenn Besuch kam, und wie er es für jeden Gast tat, drehte er die Deckenbeleuchtung auf und hob von seiner Arbeitslampe, die bis jetzt allein gebrannt hatte, den Schirm, so daß die vorher düstere Stube hell wurde. Im gleichen Augenblick nahm Meta Hartmann das weiße, wollige Tuch ab, das sie um den Kopf getragen hatte, und legte es auf einen nahen Sessel. Das Kleid, das sie anhatte, war blau, aber im Lampenlicht erschien

es beinahe schwarz. Sie trug eine Jacke von dunklem Pelz und aus dieser hob sich der schlanke, weiße Hals edel wie der alabasterne Kelch einer Lilie. Die makellose Schönheit ihres Gesichtes hatte vielleicht nie sich so völlig enthüllt wie in der Beleuchtung, die sich aus dem Zusammenwirken der dunkeln Zimmerwände, ihres Gewandes und des hellen Lichtscheins ergab. Die Wangen waren fein und durchsichtig. Die schwarzen Brauen schienen mit wundervoll sicherer Hand schmal, lang und schön geschwungen in die weiße Stirn gezeichnet. Die braunen Augen hatten einen tiefen Glanz und eine unbeschreibliche Erschrockenheit und Qual des Ausdrucks. Die Farbe des tiefschwarzen Haares verschwamm mit derjenigen des Zimmerhintergrundes.

„Jetzt bin ich doch gekommen,“ sagte sie mit leiser Stimme. Es war darin die gleiche Angstlichkeit wie in ihrem Blick.

Huldreich sah sie stumm und völlig selbstvergessen an. Während er sie betrachtete, rechnete und riet er: Kommt sie, von dir Abschied zu nehmen? Geht sie fort? Gewiß! Sie sieht dich so an, als ob sie gehe, gleich gehe! Er hielt die Lehne eines Stuhles gefaßt und wiegte diesen, ohne es zu wissen, auf und nieder.

Meta Hartmann blickte sich um. Sie erwartete, daß er ihr einen Stuhl anbiete, hatte Verlangen danach, sich zu setzen; das Stehen erhöhte ihre Unsicherheit. Als er noch immer seinen Sessel wiegte, fuhr sie fort: „Ich konnte nicht mehr schreiben, ich — ich mußte selber kommen. Vielleicht geht es besser, wenn man so miteinander spricht.“

Huldreich sah jetzt, daß sie litt. Ihr Gesicht schien schmaler geworden, und es lag ein Ausdruck von Gram darin.

„Du zürnst — nicht wahr, du zürnst sehr? Ich begreife das“, sagte sie wieder. Dann ging sie mit etwas mühsamen Schritten zu einem Sessel an der Wand und setzte sich ungeladen. Erst als sie sich niederließ, erwachte Rot.

„Natürlich“, sagte er mit einer Bewegung nach ihr hin. Das hätte heißen sollen: „Natürlich sollst du dich setzen, Gast.“

„Ich komme, dich um einen Rat zu bitten, Huldreich“, sprach Meta weiter. „Ich weiß mir nicht mehr allein zu helfen.“

„Ich will dir gerne raten“, sagte Huldreich. Dabei sah er sich erschrocken um. Hatte — wer hatte denn da gesprochen? Und mit neuem und heißerem Schrecken merkte er, daß er es selbst



Auf der Lauer.

gewesen war. Verwirrt erfaßte er die Stuhllehne wieder, die er eben hatte fahren lassen.

Inzwischen nahm Meta sich zusammen und sprach. Ihre Stimme hatte einen weichen und demütigen Klang, und ihr Blick hing mit Ehrfurcht an Huldreichs Gesicht. Sie sprach von dem, was sie in ihren Briefen schon teilweise verraten hatte, zuerst von den Hindernissen, die ihrer Liebe sich in den Weg gestellt. Der Vater wolle nichts von einer Verbindung zwischen ihr und Huldreich wissen. Er weise den Gedanken so schroff von sich, daß sie mit keinem Worte mehr ihn zu erwähnen wage. Sie schilderte den Säger. Huldreich wußte, daß sie kein Wort zuviel sagte, daß alles sich wohl so zugetragen haben mußte. Er kannte jenen, zäh, grobschlacht und doch gewandt, kühl und verschlagen. Es war ihm nicht beizukommen. Und wo er nein gesagt hatte, gab es kein Ja-sagen mehr. Das einzige wäre gewesen, daß das Mädchen gegen den Willen des Vaters zu ihm stand! Meta klagte, wie schwer es im Grunde sei, sich mit den eignen Eltern in Unfrieden zu wissen. Huldreich horchte auf. Es wurde ihm heiß. War das eine Unwahrheit, was sie da sagte? Sie hatte Vater und Mutter nie nahe ge-

standen, sich immer fremd gefühlt ihnen gegenüber. Nun sagte sie, daß der Zwist mit dem Vater sie bemühe. Rot blickte sie fast zornig an. Dann schalt er sich selber. Sie war die Tochter, und es handelte sich um einen offenen Bruch. War er, Huldreich, so mißtrauisch, daß er nicht an die Qual glaubte, die dieser Zwiespalt ihr bereitere! Seine Gedanken sprangen einen Augenblick ab, dann hörte er Meta wieder. Sie gestand ihm alles, was seit dem Besuch Hans Sidlers zu Hause vorgefallen war, daß er, Huldreich, mit seinem Verdacht Recht gehabt, daß der Städter mit Einwilligung Hartmanns um sie werbe. Plötzlich hörte Rot etwas Neues und Fremdes aus ihren Worten. Sie verweilte bei der Person Sidlers, schilderte ihn, seine Stellung, seinen Reichtum, die schöne Stadt, wo er wohnte. Mit sichtlichem Interesse ging sie dem Bilde nach, das sie entwarf. Huldreich sah, daß es ihre Gedanken oft und lange beschäftigt haben mußte. Sie stand gleichsam wie ein Kind mit großen Augen vor diesem Bilde und wies staunend, mit unverhohlener Bewunderung auf das und jenes, was ihr daran gefiel. Bisher hatte Huldreich eine fiebrige Unruhe in sich gefühlt. Nun wurde er auf ein-

mal ganz kalt. Ein Empfinden von Schallheit und Satttheit überkam ihn. Langsam und leise setzte er den Stuhl zu Boden, den er hin und her gewiegt hatte, stand aufrecht und hörte nun mit auf den Rücken gelegten Händen zu. Dabei hatte er eine seltsame Vision.

Meta schien ihm nicht mehr so nahe zu sein. Es war, als hätte der Zwischenraum zwischen ihr und ihm sich vergrößert! Noch saß sie auf ihrem Stuhl, aber ferner, wie in einem Nebel. Ihre Stimme hörte er immer noch.

Sie war nun zu dem Verhältnis gelangt, das sie beide verband, und sprach von der tiefen Liebe und Verehrung, die sie für ihn hegte. Rot sah nicht, daß ihre Lippen jetzt zitterten und daß sie weinte. Sie war schon zu weit von ihm entfernt! Aber Meta weinte wirklich, und die ganze heiße und gequälte Liebe, um derentwillen sie nicht mit sich selber eins werden konnte, lag in ihren Worten. „Ich — in mir ist alles so unklar,“ klagte sie. „Ich habe mir viele Mühe gegeben, mich zurecht zu finden, aber ich kann es nicht. Siehst du, auch das mit unserm Glauben — gewiß, ich vermag nicht zu entscheiden, ob dein Glaube oder mein Glaube der richtige ist, aber — ich kann mich von dem nicht losmachen, was ich von Kindheit auf gelernt habe. Ich vermag nicht — ich habe nicht die Kraft, froh, mit freiem Herzen das zu tun, was du doch verlangen mußt!“

Jetzt — immer noch dauerte sein seltsamer Traumzustand — sah Huldreich, wie Meta sich von ihrem Stuhl erhob. Ganz leise stand sie auf, ganz leise ging sie tiefer in den Nebel hinein. Er sah ihre Gestalt nur noch in verschwommenen Linien. Aber das befremdete ihn nicht. Er hatte es erwartet, und er wartete nur noch darauf, daß sie ganz verschwinde.

In Wirklichkeit hatte Meta ihren Platz nicht verlassen. Sie faßte, immer weiter sprechend, noch einmal alles zusammen, was ihr den großen inneren Kampf schuf. Und nun, in der Gewalt ihrer inneren Erregung, erhob sie sich wirklich, aber nicht, um sich zu entfernen, sondern um näher zu Huldreich zu treten. Sie hob die Hände und suchte die seinen, zog sie ihm vom Rücken, bis er die ihren hielt, und schluchzend und zitternd in einer tiefen Gramverlorenheit bat sie ihn: „Sage mir doch, was ich tun soll. Räte mir doch!“

Die Liebe zu ihm war in diesem Augenblick so groß und aufrichtig, daß sie alle Zweifel, alle andern Gedanken, die ihr gekommen waren, überwältigte. Vielleicht hätte Rot mit einer

stürmischen Bitte oder mit dem aus dem Herzen kommenden Verlangen, mit dem er früher sie für seinen Glauben hatte gewinnen wollen, sie jetzt sich noch gerettet. Aber er fühlte nur ihre Hände, ihre Gestalt sah er noch immer fern im Nebel stehen. An diese Gestalt im Nebel richtete er auch das Wort. So kam es, daß er über Meta hinsprach, ins Ungewisse, in die Ferne.

„Gewiß“, sagte er, „gewiß, es geht gar nicht anders, wir müssen auseinander. Wir — es ist zu vieles zwischen uns, was uns trennt. Ich begreife es ganz gut.“

Meta trat einen Schritt rückwärts und sah an ihm hinauf. Sie erschrak furchtbar. Er machte den Eindruck eines Irrsinnigen. Seine Augen waren aufgerissen und bohrten sich ins Leere. Sein Name löste sich unwillkürlich und in heftiger Furcht von ihren Lippen. Das brachte ihn zu sich selbst. Er wendete sich einen Augenblick ab, nahm sich mächtig zusammen, dann hatte er beinahe wieder sein natürliches Aussehen. Der ruhige Ernst lag in seinem Gesicht, den er im Verkehr mit seiner Gemeinde an sich hatte, nur die Furchtsamkeit war neu an ihm.

„Nein, nein, wirklich,“ beruhigte er das Mädchen. „Es ist besser wie es ist. Wir haben uns das zu wenig überlegt. Vielmehr ich — hätte alt und verständig genug sein sollen, um dir das zu ersparen. Verzeih' mir, Meta. Vielleicht — ich glaube auch, daß der Vater ganz das Richtige für dich ausgewählt hat. Ich — wenn du es dann tust, ich wünsche dir recht viel Glück.“

Er streichelte ihre feinen Hände. Da sie heftiger weinte und den Kopf gegen seine Brust legte, fuhr er ihr auch mit der Hand über das Haar. Dabei war in jeder Gebärde die Furcht, etwas zu tun, was ein zu starkes Sichvordrängen seinerseits bedeutete. Und er wußte, daß er selber nicht aufrichtig war, daß er etwas da hinedete, was er nicht empfand und glaubte. Am Ende legte er die Lippen auf Metas Stirn und sagte: „Geh nur heim, liebes Mädchen. Gott behüte dich!“

Ähnliche Worte mit einer ähnlichen Freundschaftsbezeugung hatte er vielleicht an irgendeine besonders fleißige Konfirmandin gerichtet. Sie kamen sicher aus dem Herzen, aber doch nicht sehr tief herauf, und wieder, als er sie sprach, verachtete er sich selbst, weil er fühlte, daß er sich nicht ganz in diesen Worten gab, sondern etwas sagte, was mechanisch, wie aus einer langen Angewohnheit auf seine Lippen kam.

Meta Hartmann weinte nicht mehr. Wie

manchmal ein Mensch durch wunderbar seine Fäden hindurch, die sich zwischen ihm und einem andern spinnen, versteht, was in dem andern vorgeht, so fühlte sie das Fremde, weder Klare noch Wahre, was in Huldreichs Wesen lag. Ein Gedanke durchzuckte sie. Der halb irrsinnige Ausdruck vorhin in seinen Augen und jetzt diese gefasste, fast kühle Art — war er nicht im Grunde ein sonderbarer Mensch, den sie nicht begriff, den sie — in diesem Augenblick hatte sie den Eindruck — nie so recht begriffen hatte! Und jetzt —

Ihr Herz wurde plötzlich leichter. Etwas lang und schwer Gefürchtetes lag auf einmal hinter ihr. Die Unterredung war zu Ende! Sie war frei! Er, Huldreich, sagte es: sie möge gehen! Es war ihr, als fielen auch in ihr selber schwere Ketten ab. Und schon sah sie die hohe, weltmännische Erscheinung Hans Siders, des Städters, wie er mit gleichgültiger Sicherheit daherkam. Ein Gefühl wie ein frohes Lachen war in ihrem Herzen. Es fiel ihr etwas ein, das Sider ihr einmal angeboten, etwas, was sie freute. Jetzt konnte sie es annehmen, durfte ohne Beklemmung daran denken.

Sie trat von Not zurück. Ihre Hand lag noch in der seinen.

„Ade,“ sagte sie still.

Die Stimmung schwerer Trauer, die über ihrem Zusammentreffen gelegen hatte, wich nicht ganz. Über ihren beiden Gestalten, an denen im grellen Licht der zwei Lampen jede Linie scharf war, lag noch immer das Leid und eine stille Müdigkeit, aber die Worte, mit denen sie nun

auseinander gingen, klangen hastiger, fast flüchtig.

Meta nahm das Tuch vom Stuhl und legte es um. Dann grüßte sie noch einmal.

Huldreich machte zwei Schritte. Er erinnerte sich, daß er die Tür für sie öffnen sollte, aber als er sah, daß es schon beinahe zu spät war, hielt er inne und ließ sie gehen. Dabei sah er kaum, wie sie hinausging, so wild stürmten die Gedanken und Empfindungen auf ihn ein. Plötzlich hörte er ein Knacken. Meta hatte die Tür nicht ganz ins Schloß gezogen. Die Falle schnappte aus der Kraft ihrer eignen Feder mit einem spröden, brechenden Geräusch ein. Die Schritte der sich Entfernenden waren nicht hörbar. Dieses Knacken schloß ihr Fortgehen laut und scharf ab. Es war so plötzlich und so heftig, daß Huldreich zusammenfuhr, und dabei hatte er nicht die klare Erkenntnis, woher der plötzliche harte Ton rührte. Seine zerrissene Seele spann ein eignes Bild daran. Die Freundschaft, der Glaube, alles, was ihn mit den Menschen verband, war wie ein dünner Stab. Jetzt eben war er mitten entzweigebrochen.

Fieber schüttelte ihn. Er trat zum dunkeln Steinofen, der breit und zum alten Hause passend, in die Stube vorstand. Mühsam warf er ein paar große Klöße ins Feuer.

Als er hinwegtrat, wußte er nicht, was tun. Das Elend fraß in ihm. Wenn er hätte weinen, schreien können! Er konnte nicht, konnte nicht. Er ging zu einem Sessel, setzte sich und starrte lange dumpf zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Stimme in der Nacht.

„An meinem Herzen wirst du Heil und Ruhe finden,
Wird erst dein irrer Weg in meine Wege münden.“

So pochte eine Stimme wunderbar und sacht
An meine Seele mir in schlummerloser Nacht.

Und lieblich tröstend klang die Stimme fort und fort,

Als käme mir aus Gottes Tiefen — Gottes Wort. Rudolf Weckerle.

Die Weltstadt.

Eindrücke von London.

Ich möchte sagen: London ist die Stadt, die keine Reklame braucht.

Jeder Ort hat seine eigenartigen Reize, seine Anziehungspunkte für den Fremden. Von der größten Millionenstadt kann man das kaum sagen, es sei denn seine Wichtigkeit als Handelsstadt oder die mächtige Ausdehnung gemeint — oder vielleicht der sprichwörtliche Nebel?

Mein erster Eindruck war weder sonderbar noch fremd. Aber Eindrücke sind noch keine Erlebnisse und Kenntnisse, und ich glaube heute mit vielen andern, daß man sich diese Stadt eigentlich nicht in einem Monat ansehen kann — auch nicht in einem Jahre — daß man überhaupt nur etwas davon sehen oder erleben kann.

Bei meiner Ankunft über dem Ärmelmeer er-